

TIMOTHY ATTANUCCI

Wie fragt man eine Datenbank des 18. Jahrhunderts ab?

Elisabeth Décultot (Hg.): *Lesen, Kopieren, Schreiben. Lese- und Exzerprierkunst in der europäischen Literatur des 18. Jahrhunderts.*

Übersetzt aus dem Französischen. Berlin: Ripperger & Kremers 2014.

334 S. € 39,90. ISBN 978-3-943999-33-4

Am Anfang war – das Exzerpt. In der so genannten Gelehrtenrepublik, von der Goethes Faust mit seiner eigenmächtigen Übersetzung des griechischen *logos* endgültig Abschied genommen haben will, dürfte dies als eine Binsenwahrheit gelten: vor dem eigenen Schreiben wird gelesen was Andere geschrieben haben und von diesen Anderen abgeschrieben. Die Praxis des Exzerpierens hat ihre Wurzeln in der Antike und lebt in den heute verfügbaren Datenbanken und Softwareangeboten zur Literaturverwaltung fort. Dennoch ließ das 18. Jahrhundert aus der Asche der Notizbücher das Originalgenie erstehen. Im Zeitalter der Aufklärung hieß die Devise ›Selbstdenken‹ statt ›Polyhistorie‹. Sogar der Verfasser einer Anleitung zur Exzerprierkunst warnte sein junges Publikum davor, »nach dem Ruhme eines Vielwissers« zu streben, denn »viele Wissen ohne Selbstdenken« sei »schädlich«.¹ In diesem Kontext war es nur zu erwarten, dass ein Autor wie Goethe die Vorarbeiten zu seinem mit Wissen vollgestopften *Wahlverwandtschaften*-Roman zerstört hat. Wenn ein ganzer Diskurs seine technischen Grundlagen vertuscht, darf dies wohl auch sein bekanntester Vertreter.

Indem die Aufsätze im vorliegenden Buch sozusagen hinter die Kulissen der Literatur und in die Exzerprierhefte des 18. Jahrhunderts hineinblicken, räumen sie mehrfach mit dem damals geläufigen Vorurteil auf, dass nur pedantische Gelehrte durch das Ausschreiben anderer geistig ›buchhielten‹. In ihrer eigens für die deutsche Ausgabe dieses Bandes verfassten Einlei-

1 Christoph Meiner: *Anweisungen für Jünglinge zum Arbeiten besonders zum Lesen, Exzerpieren, und Schreiben*, Hannover 1789, S. 36. Zitiert nach Zedelmaier S. 91.

Wie fragt man eine Datenbank des 18. Jahrhunderts ab?

tung – 2003 erschien das französische Original² – hebt Elisabeth Décultot hervor, dass die Praxis, sich Kollektaneen, *recueils* oder *commonplace books* anzulegen, unter europäischen Gelehrten und Schriftstellern im Lauf des Jahrhunderts keineswegs an Popularität verloren hat. Die Zahlen sprechen für sich: Winckelmann, ungefähr 7.500 handgeschriebene Seiten (S. 136); Montesquieu, über 100 Hefte; Wilhelm Heinse, über 7.300 Seiten (S. 306) usw. Dennoch sah sich die Praxis des Kopierens einer zunehmend schärferen Kritik ausgesetzt. Diese Ambivalenz mache, so Décultot, gerade den Reiz des Themas aus: das 18. Jahrhundert stelle einen Übergang zwischen einer traditionellen und einer modernen Lesekultur dar, ohne dass es leicht fallen würde, zwischen beiden eine historische Grenze zu ziehen. Gerade der deutschsprachige Raum, als »Hüter einer alten Gelehrtenkultur« (S. 16), gewähre Einblicke in diesen historischen Wandel und verdiene daher auch die besonders starke Berücksichtigung in den vorliegenden Studien – ein Umstand, der das auch die englische und französische Aufklärung umfassende Band für Germanisten besonders interessant macht.

Schon im Titel und sicherlich in Décultots einschlägigem historischem Umriss wird der Einsatz des Bandes klar: am exponierten Übergang zwischen Lesen und Schreiben angesiedelt soll die Praxis des Exzerpierens die beiden Grundtechniken des (gelehrten) Wissens beleuchten. Dabei sollen im Zentrum des Interesses nicht so sehr – wie bisher bei der (selten praktizierten) Lektüre von Exzerpten üblich – die Lektürepraxis eines genialen Autors und die Vorarbeiten zu seinen klassischen Werken stehen, sondern das Lesen und Schreiben selbst als kulturelle Praktiken, die einem historischen Wandel unterworfen sind. Dieser Wandel wird durch zahlreiche der chronologisch geordneten Einzelbeiträge nachdrücklich bestätigt – etwa durch Décultots eigenen Beitrag zur Entstehung der modernen Kunstgeschichte aus einer veränderten Exzerpierrechtspraxis bei Winckelmann. Das Fehlen einer konzeptuellen Ordnung der Beiträge deutet aber schon darauf hin, dass nicht alle Fälle sich in ein historisches Schema einordnen lassen. Schließlich ist ein Aspekt des historischen Wandels wie gesagt eine »Idiosykrasierung« des Verfahrens. So wird jedenfalls schon im Artikel *Excerptieren* im Zedlerschen *Universal-Lexikon* von 1734 – den darin zitierten Methoden von Drexel, Sachinus, Kekermann, Placcius, Morhof und Locke zum Trotz – vermerkt:

2 Elisabeth Décultot (Hg.): *Lire, copier, écrire. Les bibliothèques manuscrites et leurs usages au XVIIIème siècle*. Paris: CNRS éditions 2003.

Welches die beste Art sey, kann man überhaupt nicht sagen, sondern es muß ein jedweder aus seiner eigenen Erfahrung wissen, was ihm am leichtesten und annehmlichsten vorkömmt (zitiert nach Weimar, S. 93).

Die methodischen Anweisungen von Drexel bis Locke bilden auch die Grundlage des Beitrags von Anthony Grafton, der die Ursprünge des modernen Exzerpierens im frühen Humanismus verortet und die damit verbundene rhetorische Tradition der *loci communes* bis ins 17. Jahrhundert hinein verfolgt. Vor allem habe die Kompilation von *loci communes* dazu gedient, die schon im frühen Druckzeitalter ständig anwachsenden Textmengen zu bewältigen. Graftons historisch angelegte Abhandlung zeigt dabei gewisse Problematiken auf, von denen man durchaus glauben könnte, sie gehörten einer wesentlich späteren Stufe der Exzerpierrechts an. Heftige Kritik an der Kunst der Kompilation war beispielsweise keineswegs nur der Aufklärung vorbehalten. So schrieb etwa Erasmus von Rotterdam mit seinem *Ciceronianus* eine Satire auf den Purismus der römischen Humanisten, indem er einen Latinisten entwarf, der seine drei schwer bestückten Exzerpthefte in erster Linie dazu verwandte, ein Latein ausschließlich mit Worten zu schreiben, die auch bei Cicero vorkommen. Doch Erasmus selbst verfiel der Kritik, die er an seinen Zeitgenossen übte, denn Mutianus Rufus bemängelte etwa an den *Adagia*, dass ein jeder Schüler mithilfe eines solchen Texts eine Gelehrsamkeit vorzeigen könne, die er gar nicht besäße.

Wenn aber das Spannungsverhältnis zwischen eigenem und fremden Wissen, passivem Lesen und aktivem Denken, Tradition und Originalität die Kunst der Exzerpierrechts generell auszeichnet – und keine Besonderheit etwa der aufklärerischen Kritik ist – dann lässt sich mit Grund fragen, wie überhaupt hier eine historische Differenz ausgemacht werden soll. Eine Antwortmöglichkeit findet sich im Beitrag von Helmut Zedelmaier, der sich dem deutschen Rechtsgelehrten Johann Jakob Moser (1701–1785) widmet, einer wahrhaften Schreibfabrik, dessen gedrucktes Werk über 100.000 Seiten umfasst. Um seine Produktivität bis in derartige Größenordnungen hinein zu steigern, bediente sich Moser einer damals eher seltenen Art des Exzerpierens, nämlich des Abschreibens auf losen Zetteln, die er in »vile kleine offene Kästgen« einordnete (zitiert nach Zedelmaier, S. 77). Indem Zedelmaier nun Mosers Zettelkasten mit einem bei Placcius (*De arte excerpendi*, 1689) beschriebenen Zettelschrank

Wie fragt man eine Datenbank des 18. Jahrhunderts ab?

(*scrinium litteratum*, um 1637) vergleicht, eröffnet er eine medienhistorische Fragestellung, denn das frühneuzeitliche *scrinium* zeichnete sich vor allem durch die strenge, alphabetisch fixierte Wissensordnung einer *topica universalis* aus, während der Mosersche Zettelkasten schon die Vorteile beweglicher Stellregister aufweist, die eine »unbegrenzte Erweiterungsfähigkeit der einzelnen Rubriken« und damit auch eine »Flexibilität des Ordnungssystems« ermöglichten (S. 78).³ Trotz dieses überzeugenden Vergleichs will Zedelmeier in diesem Fall freilich keine medialen Aprioris anerkennen, sondern bemüht sich zu zeigen, wie die Autonomie in Fragen der Wissensordnung im Laufe des 18. Jahrhunderts generell zunimmt, gleichgültig ob lose Zettel oder gebundene Hefte verwendet werden.

Die meisten Beiträge des Sammelbandes befassen sich aber weniger mit diachron (medien-)historischen Fragestellungen, als vielmehr mit der grundlegenden Frage, wie Exzerpte überhaupt – und d. h. natürlich auch im Einzelfall – *zu lesen* sind. In dieser Frage sind Fallgeschichten durchaus angebracht, da die Idiosynkrasie im Erstellen der Exzerptheftes zum Teil auch deren Rezeption – nicht zuletzt die wissenschaftliche – mitbestimmen muss. So zeichnet Klaus Weimar *en detail* die höchst eigentümlichen Methoden des Schweizer Philologen Johann Caspar Hagenbuch nach, der bei ihm als bewunderungswürdiger früherer Altertumswissenschaftler erscheint. Zwar wurde sein Hauptwerk, ein *System der Epigraphik*, nie vollendet, doch gewährt – wie Déculots Beitrag zu Winckelmann – die Lektüre der Exzerpte sozusagen einen Blick in die Werkstatt, der fast interessanter ist als die Werke selbst. Auf eine ähnliche Weise gilt es, »handschriftliche Werk[e]« (227), wie Laurent Jaffro z. B. die *Askêmata (Übungen)* des dritten Grafen von Shaftesbury bezeichnet, zu lesen, denn auch hier richtet sich das Augenmerk auf die Exzerptheftes quasi als Werk. Das verbindet Shaftesburys *Askêmata* mit Lichtenbergs *Sudelbüchern* – deren Theorie des Exzerprierens von Hans-Georg von Arburg herausgearbeitet wird –, die in der Rezeptionsgeschichte ebenfalls Werkcharakter angenommen haben.

Anders stellt sich die Frage des Lesens, wenn es darum geht, Exzerpte mit einem aus ihnen entstandenen Werk zu vergleichen. Hier besteht

3 Zedelmaier verweist hier auf die Arbeit von Markus Krawejski: *Zettelwirtschaft: Die Geburt der Kartei aus dem Geiste der Bibliothek*. Berlin 2002, die deutlich stärker einen medienhistorischen Zugang vertritt.

die Gefahr, hinter den Anspruch des Sammelbandes zurückzufallen, und Exzerpte wieder nur im Sinne einer *critique génétique* zu lesen, d. h. sie als bloße Meilensteine auf dem Weg zum vollendeten Werk zu betrachten. Freilich muss auch dieser Weg beschritten werden, wenn etwa die Veröffentlichung der Exzerpte – bei denen es sich schließlich um Textausschnitte von fremden Autoren handelt – editorisch gerechtfertigt sein soll. Aus diesem Gesichtspunkt erstattet Catherine Volpilac-Auger einen wertvollen Bericht zu Montesquieus Handschriften und plädiert für deren Einschluss ins Werk als dessen »Garant und Grundlage« (S. 130). In seinem Beitrag zu Herder wählt Hans-Dietrich Irmscher einen anderen Weg, indem er vor allem die Keime Herderschen Denkens in dessen Exzerpten sucht – und dabei entdeckt, dass dieses Denken *als* ein Denken der Keime und der Anfänge zu betrachten ist.

Als besonders problematisch im Hinblick auf das Verhältnis zwischen Exzerpt und Werk erweisen sich Autoren, die nicht nur Exzerpthefte anlegen, sondern auch exzerptförmige Werke schreiben. Dies gilt etwa im wörtlichen Sinne für Hamanns gelehrten »Centostil«: Sven Aage Jørgensen hat berechnet, dass rund 40 Prozent von Hamanns *Aesthetica in nuce* aus Anmerkungen bestehen (S. 199). Hier wird dann eher die Lektüre der Exzerpthefte zum Modell der Werklektüre als umgekehrt. Dabei macht Jørgensen zu Recht auf die Typographie des gedruckten Werks aufmerksam. Sie bildet eine zusätzliche Bedeutungsschicht, die Hamann seinen gelehrten Notizen in der Umarbeitung zum Werk einzieht.

Schon Hegel hat den Romancier Jean Paul für seine Sucht nach »immer neu[em] Material« getadelt sowie für die Art und Weise, in der er »äußerlich das Heterogenste« zusammenbringt (zitiert nach Helmrich, S. 246). In seinem Beitrag zu den Exzerptheften Jean Pauls versucht Christian Helmrich, diese Kritik positiv zu wenden. Der spielerische Umgang mit Zitaten – die Jean Pauls Romane in die Traditionslinie von Sterne stellt – wird hier besonders hervorgehoben, ohne dabei den großen Ernst zu vernachlässigen, mit dem Jean Paul seine Lektüren betrieb. Ähnlich zwiespältig erscheint das Verhältnis anderer Romanautoren zum Exzerpt in der Zeit um 1800. Am Schluss des Bandes finden sich noch zwei Fallstudien zu Heinse (von Sylvie Le Moël) und Mercier (von Jean-Claude Bonnet). Bei beiden ist ein Eindringen des real Beobachteten in die Notizenheften zu vermerken, seien es Reiseerfahrungen in Italien oder die Eindrücke eines Pariser Flaneurs. Es ist sicherlich auch richtig,

Wie fragt man eine Datenbank des 18. Jahrhunderts ab?

dass der Schriftsteller um 1800 unter dem zunehmendem Druck steht, fremdes Material unverwechselbar mit dem eigenen Stil zu prägen. Da man aber von dem Band gelernt hat, die Vorurteile des Genie-Diskurses nicht ohne weiteres zu übernehmen, bleibt gerade für diese Epoche die weitere Erforschung der *ars excerpendi* ein Desideratum. Es wäre z. B. einen Versuch wert, aus der Perspektive der Exzerprierkunst erneut nach den Entstehungsbedingungen des modernen Romans zu fragen. Denn warum eigentlich sah man sich dazu veranlasst, das Wissen der Exzerpthefte, in mühsamer Arbeit gesammelt, überhaupt mit dem Mantel der Fiktion umhüllen? Oder, anders gefragt: Warum wird gerade der Roman zum bevorzugten Träger des (gelehrten) Wissens der Exzerprierhefte nach 1800? Und welche Rolle spielt dabei die Romantik?

Das wären aber wohl Fragen für einen weiteren Band mit dem Titel *Lese- und Exzerprierkunst des 19. Jahrhunderts*. Dass sie gestellt werden können, gehört zu den nicht unerheblichen Verdiensten des vorliegenden Sammelbandes. Überhaupt ist es begrüßenswert, dass dieser ebenso elegante wie gewichtige Beitrag zur Geschichte der gelehrten und wissenschaftlichen Praktiken – ein leider nicht so häufiges, wenngleich mit dem Trend zur Erforschung der *Kulturtechniken* vermehrt aufkommendes Genre – nun auch in deutscher Sprache vorliegt. Die Erforschung der »handschriftlichen Bibliotheken« (und mit ihnen der Manuskriptkultur) ist schon rein praktisch gesehen keine Arbeit, die leicht von der Hand geht. Dennoch haben Wissenshistoriker dieselbe Sorgfaltspflicht wie die Rechnungsprüfer im Finanzwesen: um sicher zu gehen, muss man selbst in die Bücher schauen.